Neu gelesen: Sigfried Giedions Herrschaft der Mechanisierung

Sigfried Giedion, Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte, Frankfurt a. M. (Athenäum) 1987 (Original englisch: 1948; deutsche Übersetzung 1982), 838 S., zahlreiche Abb.

> »Dabei hatte alles so wunderbar angefangen.«

Herrschaft der Mechanisierung. Für heutige Ohren klingt Giedions Titel heillos antiquiert. Wer würde heute zu einem Buch mit diesem Titel greifen? Die Geschichte der Mechanisierung steht schon lange nicht mehr im Zentrum des Interesses. Längst ist unsere Zeit mit Digitalisierung und Künstlicher Intelligenz (KI) befasst, und ebenso sind es Historiker*innen. Und auch die Rede von der Herrschaft der Technik gehört, zumindest in der historischen Technikforschung, in dieser Simplizität zu den schon lange überwundenen Topoi, auch wenn im populärwissenschaftlichen Diskurs Titel auf den Markt geworfen werden, die nun die Herrschaft und Übermacht der KI prognostizieren.

Jedoch war Giedion kein fundamentaler Gegner der Mechanisierung, wie man angesichts des Titels meinen könnte. Vielmehr war er gar der Meinung, es habe »alles so wunderbar angefangen«. Allerdings, so warnt er ganz im Einklang mit der Kulturkritik der Zeit, sei das Ganze gewissermaßen aus dem Ruder gelaufen – und dies ist Thema seines Buches.

Trotz dieses heute eher verpönten kulturkritischen Tenors ist Sigfried Giedions 1948 auf Englisch und erst 1982 auf Deutsch erschienenes Werk eine Art Dauerbrenner, das immer wieder hervorgeholt und neu betrachtet wird. Es hat nicht nur bedeutende kultur-, medien- und designgeschichtliche Forschungen inspiriert, auch Hans Magnus Enzensberger schrieb beispielsweise 1983, gar im *Spiegel*, über das kiloschwere, über 700 Seiten dicke Buch, und zeigte sich von der Lektüre beeindruckt.

Zweifellos handelt es sich um ein ungewöhnliches Werk. So ungewöhnlich wie auch sein Autor, der als studierter Maschinenbauingenieur und promovierter Kunsthistoriker seine Interessen, wie Enzensberger schrieb, kombinierte, was »seinen Fachkollegen skandalös erschienen sein muss«. In der Tat wird die Geschichte der Mechanisierung in einer thematischen Breite entfaltet, die mehr als außergewöhnlich, gleichwohl für Giedion Programm war, insofern er, wie schon in seinem Vorgängerwerk *Space, Time und Architecture* (1941), die »geheime Synthese« einer Zeit aufzeigen wollte. Er war auf der Suche nach untergründigen Beziehungen gänzlich verschiedener Bereiche, denn Geschichte müsse als Geschichte von Beziehungen geschrieben werden. Giedion war dem »Zeitgeist«, der »Ganzheit der Epoche« auf der Spur und verstand sich ganz in der Tradition seines Doktorvaters Heinrich Wölfflin und dessen »Lehrer« Jakob Burckhardt. Wie Stanislaus von Moos in seinem Nachwort zur deutschen Ausgabe formulierte, verfasste Giedion ein »Dossier«, eine »Dokumentensammlung«, allerdings nicht im Sinne eines Schraubenzählers oder Faktensammlers, sondern um »Probleme und Einsichten, die sich ihm aus der Praxis aufdrängten, auf ihre historischen Voraussetzungen hin« zu befragen und um »eine Indizienkette« vorzulegen. Giedion betrieb, modern gesprochen, eine gegenwartsorientierte Geschichtsschreibung.

Was aber waren die »Probleme und Einsichten«, die Giedion umtrieben, um diese Mammutarbeit an Recherche,

Komposition und Schreiben zu bewältigen? Vielfach wurde betont, dass Giedion eine Alltagsgeschichte *avant la lettre* geschrieben habe. Nicht zuletzt sein Diktum »Im Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne« sowie seine Darstellungen zur Geschichte des Badezimmers, des Haushalts oder der Geschichte von Möbeln, die in seinem Buch zu finden sind, unterstreichen sein Interesse an alltäglichen Dingen, deren Vernachlässigung in der Geschichtswissenschaft er mit seinem Werk eindrücklich anprangerte. Er wollte die Herausbildung der modernen Lebenswelt und damit letztlich seiner Gegenwart verstehen. Für den Historiker, so Giedion, gebe es keine banalen Dinge. Dies habe er, wie er bereits in *Space, Time and Architecture* auf den Surrealismus oder Marcel Duchamps *Ready Mades* anspielend betonte, von den Künstlern seiner Zeit gelernt, die »Löffel, Flaschen, Gläser, Zeitungsfetzen, Buchstaben aus ihrer Banalität erlösten«. Die »bescheidenen Dinge« interessierten ihn, weil sie »unsere Lebenshaltung bis in die Wurzeln erschüttern«.

Gleichwohl ging es Giedion, wie das letzte Zitat bereits zeigt, nicht in erster Linie darum, Alltägliches schlichtweg aus den Dunkelkammern der Geschichte hervorzukramen und auf die beleuchtete Bühne zu stellen. Weitaus treffender scheint es, ihn als einen historischen Anthropologen zu bezeichnen. Was Giedion in seiner Zeit und auch noch lange darüber hinaus so besonders machte, war, dass er eine Technikanthropologie anhand von Alltagsdingen verfasste. Was ihn umtrieb, war die »Formung des heutigen Menschen«. Er widmete sich der »Mechanisierung der Privatsphäre« und noch viel grundsätzlicher: der Mechanisierung des Organischen. Damit ist Giedions Kernthema benannt: Die »Eingriffe« – oft spricht er auch vom Angriff oder Übergriff – der Mechanisierung auf oder »in die organische Substanz«. Rückblickend hatte Giedion betont, dass er beim Schreiben des Buches nicht an der Entwicklung der Technik interessiert gewesen sei. Vielmehr habe er wissen wollen, »was geschah, wenn die industrielle Produktion versuchte, die organische Substanz zu meistern, wenn sie den Ackerbau mechanisierte, den Charakter des Brotes – zumindest in den USA – völlig veränderte, oder wenn sie versuchte, Tiere mechanisch zu töten und vieles mehr«. Im Schlusskapitel stellt er schließlich in aller Kürze die Frage, die ihn motivierte: »Was bedeutet die Mechanisierung für den Menschen?«

Dieser Art der Fragestellungen haftet heute der Geruch der 1950er Jahre an. Allzu deutlich basiert dieses Denken auf einer dualistischen Weltsicht, die das Mechanische dem Organischen gegenüberstellt, wobei das Organische und das Menschliche zu verteidigen seien. Ähnlich argumentierten noch Soziologen der Alltagstechnik in den 1980er Jahren, wenn sie fragten, wie Rationalisierung und Technik den Alltag veränderten – Denkweisen und Beschreibungsformen, die innerhalb der historischen und kulturwissenschaftlichen Technikforschung inzwischen passé sind.

Auch das Resümee, das Giedion vornimmt, scheint ihn zu einer historischen Figur, einer Gestalt von gestern zu machen, da er nicht nur unübersehbar in zeitgenössischen und philosophischen Kontexten der 1950er Jahre verhaftet blieb, sondern auch in anthropozentrischen Denkmustern verharrte. So kommt Giedion zu einem bedrückenden Fazit. Zwar sei die Mechanisierung neutral – gleichfalls eine heute überkommene Vorstellung –, jedoch würden die Menschen derzeit »von den technischen Mitteln überwältigt«, die Mechanisierung sei »missbraucht« worden, die »technischen Mittel« seien »dem Menschen über den

Kopf gewachsen«. Die Mechanisierung sei in »Gebiete« eingedrungen, »für die sie von Natur aus ungeeignet war«.

Warum lesen wir Giedion trotzdem immer wieder neu? Zweifellos bietet Giedion ungeachtet seiner kulturkritischen Wertungen Vieles, was ihn auch heute lesenswert macht. So betonte Monika Dommann jüngst in einer Re-Lektüre in der *Zeithistorischen Forschung* erneut seine »visuelle Geschichtsschreibung«. Auch die Breite der behandelten Themen und die detaillierten empirischen Beschreibungen machen das Buch nicht nur zu einer an Schätzen reichen Fundgrube; teils gleichen seine Ausführungen spannenden Reportagen. Die ungewöhnliche Vielfalt der genutzten Quellen von Literatur, Kunst, Werbe- und Warenkatalogen über Umfragen bei Unternehmen und Patentschriften bis hin zu Recherchen in Stadt- und Unternehmensarchiven und ethnologischen Ausflügen beeindrucken noch heute. Schließlich besticht das Werk, weil man immer noch spürt, wie revolutionär es zu seiner Zeit war und wie leidenschaftlich es geschrieben wurde. Es konnte nur von einem Außenseiter geschrieben werden, der vom Maschinenbau kommend das technische Interesse mitbrachte und inspiriert von der Kunstgeschichte und zeitgenössischen Kunstströmungen eine »anonyme Geschichte« entwarf, die nicht auf allbekannte Erfinder und »wichtige« Technik fokussierte und die ohne Hierarchisierung die verschiedensten Bereiche, Dinge, Quellen ernst nahm und diese wie Aby Warburgs in seinem Bilderatlas nebeneinanderlegte und damit eine Art simultaner Geschichte präsentierte, die sich in dieser Beschreibungsweise eher formte, als dass sie das Produkt bewusster Entscheidungen gewesen wäre.

Vor allem sind es aber einzelne Kapitel, die bis heute faszinieren und einem beim Lesen den Atem stocken lassen. Dazu gehört, und dies wurde bereits vielfach betont, das Kapitel über die Mechanisierung des Tötens. Wie auch im Kapitel zum Brot oder im kurzen Kapitel zur künstlichen Befruchtung von Tieren gelangen Giedion hier eindrückliche Passagen, die im Gedächtnis bleiben. Die detailreichen, dichten, empirischen und ungemein plastischen Beschreibungen des Schlachthofes erinnern geradezu an aktuelle Filmdokumentationen zur Fleischindustrie. Giedion machte dabei keinen Hehl aus seinem Entsetzen über die mechanistische Behandlung des Organischen, über den Prozess, der aus 24 verschiedenen »Operationen« bestand und »das lebende Tier in verkaufsfertiges Fleisch« verwandelte. Detailliert beschreibt er die Mechanisierung des Tötens, des Fellabziehens, des Enthaarens sowie des Zerlegens, und auf jeder einzelnen Seite ist sein Grausen zu spüren. Wie auch im Kapitel zum Brot betont er den Widerstand des Organischen. Der Übergang vom Leben zum Tod entziehe sich der Mechanisierung »wenn er rasch und ohne Schäden für das Fleisch von statten gehen soll«. Das Töten des Tieres mache es notwendig, die »Präzision und Geschicklichkeit eines Chirurgen mit der Raschheit eines Akkordarbeiters zu vereinen«. Dies kann die Technik nicht leisten, wie Giedion konstatierte, sie stößt an die Grenzen, die ihr durch das Organische gesetzt werden.

Viel Blut fließt auf diesen Seiten, die Schweine werden erschlagen, aufgeschlitzt, durchgeschnitten, aufgehängt.

Zwei Erkenntnisse streicht Giedion heraus. Erstens: das Töten selbst kann nicht mechanisiert werden, so sehr sich die Ingenieure und Techniker auch bemühen. Zweitens bestürzt ihn die Gefühllosigkeit des Vorgangs oder, wie er schreibt, die »vollkommene Neutralität des Aktes. Man spürt nichts mehr, man empfindet nichts mehr, man beobachtet

nur«. Nur kurz ordnet er diese »Neutralität des Tötens« in seine Zeit ein. Zwei, drei Sätze nur, die aber eine der eindrücklichsten Mahnungen des Buches darstellen: »Sie [die Neutralität des Tötens, M. H.] hat sich im großen Maßstab erst im Zweiten Weltkrieg gezeigt, als ganze Bevölkerungsschichten, wehrlos gemacht, wie das Schlachtvieh, das kopfabwärts am Fließband hängt, mit durchtrainierter Neutralität ausgetilgt wurden.«

Dass Giedion die Mechanisierung des Organischen, des Lebendigen zuwider ist, wird auch in anderen Kapiteln deutlich, etwa, wenn er schreibt, dass die Struktur des mechanisiert hergestellten Brotes die Elastizität eines Gummischwamms annehme, wenn er konstatiert, mit der Mechanisierung der Landwirtschaft verändere sich das Verhältnis zum Boden und der Bauer werde heimatlos, oder wenn er feststellt, dass »die Zeugung als ein mechanisierbarer Vorgang behandelt wird«, womit ein »gefährlicher Punkt« erreicht sei.

Im Buch zeigt sich Giedions Unerschrockenheit, Themen, die wohl kaum ein Historiker und auch sicher kein Technikphilosoph der Zeit behandelt hätte, historisch aufzuarbeiten und dabei eine klare Position zu beziehen. Seine Außenseiterperspektive und die in seinem Buch schließlich ganz selbstverständlich erscheinende »Kombination seiner unterschiedlichen Interessen« ließen ihn ein Panorama der technisierten Welt des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeichnen, das dabei stets in die historische Tiefe ging, teils bis in die Antike, zumeist in das Mittelalter und immer in das 18. Jahrhundert, um lange historische Linien aufzuzeigen.

Seine kunsthistorischen Interessen und Kenntnisse führen ihn in die Geschichte der Möbel und des Wohnens. Auch hier geht es um die Frage, wie Möbel, Räume, die Umgebung »den Menschen« verändern. Man staunt über seine Ausführungen zu Sitzhaltungen, die auf seine Einbindung in die Bewegung des neuen Bauens verweisen, insofern auch unter modernen Architekten Alltagsdinge intensive Beachtung fanden. Ihre Neugestaltung gehörte zum Konzept des neuen Wohnens und wurde als Aufgabe einer neuen, zeitgemäßen Architektur betrachtet. Während aber Corbusier den Stuhl als eine Maschine zum Sitzen entwarf, *reflektierte* Giedion Körper- und Sitzhaltungen vor allem als Ausdruck ihrer Zeit. Er interpretiert sie historisch. Dass Dinge »Ausdrucksformen von Lebensweise(n)« sind, wurde später von der Designgeschichte mit Referenz auf Giedion aufgenommen und weiterentwickelt, beispielsweise von Gert Selle, der schließlich die Stahlrohrstühle von Marcel Breuer oder Mart Stam als »Symbole industrieller Nüchternheit« interpretierte.

In diesen Kapiteln ist trotz der reflektierenden Perspektive die Nähe des Generalsekretärs der Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM) zur neuen Architektur nicht zu übersehen. Er schreibt sich geradezu in Rage über den Massengeschmack oder die »Abstumpfung des Materialgefühls«.

Überhaupt hält Giedion mit Wertungen nicht hinter dem Berg. Er schrieb dieses Buch nicht, um eine objektive Analyse zu liefern, eine Faktensammlung zur Geschichte der Mechanisierung. Nein, sein Anliegen ist ein fundamentales: Er sorgt sich um den Menschen.

Sein Ansinnen kumuliert im Schlusskapitel in einem Aufruf für einen neuen Menschen: Es geht um die Balance der Menschen und das meint letztlich die Beherrschung der Mechanisierung. Zwei Dinge sind ihm besonders wichtig: die Überwindung der Kluft von Denken und Fühlen, die er im Buch immer wieder

aufzeigt und kritisiert und die bereits in *Space, Time and Architecture* Thema war. Die »rationale Auffassung der Welt« sei an ihr Ende gekommen, die Logik sei eine Einbahnstraße, resümiert er. Und schließlich geht es ihm, wie im Vorhergehenden deutlich wurde, um die Verteidigung des Organischen. Das Mechanische müsse Halt machen vor dem Organischen, dem Lebendigen, den Menschen.

Aus heutiger Sicht endet das Buch mit eben der typisch kulturkritischen, dichotomen, anthropozentrischen Denkweise, die es von der ersten Seite an durchzieht. Nicht nur unsere historischen und gegenwärtigen Beschreibungsformen, auch die technologische Entwicklung ist inzwischen über dieses Denken hinweg gegangen: Das Technische und Organische beispielsweise sind nicht nur in der theoretischen Figur des Cyborgs, sondern auch in den menschlichen Körpern mit Herzschrittmachern, Hörgeräten oder Prothesen verschmolzen. Insofern ist Giedions Buch als Dokument seiner Zeit zu lesen, als anthropozentrische Sorge um »den Menschen« im Kollektivsingular. Es in die Denksysteme seiner Zeit einzuordnen, intellektuelle Verwandtschaften zu suchen, beispielsweise zu Günther Anders oder Martin Heidegger, vielleicht auch zu Gilbert Simondon, steht noch aus.

Gleichzeitig wies Giedion, und das macht sicher einen Großteil seiner Faszination aus, weit über seine Zeit hinaus. Erneut diskutieren wir heute die Technisierung des »Privaten«, beispielsweise das *smart home* oder Roboter in der Altenpflege. Auch die Frage, wo Technologie vor dem Organischen halt machen soll, ist alles andere als obsolet, wie Debatten um die Genschere zeigen, auch wenn wir die Frage nicht mehr gleichermaßen dichotom stellen. Wir hadern auch heute mit der Fleischindustrie, der Massentierhaltung und -tötung. Mechanisierung, so beobachtete bereits Giedion, »verführe zum Weg des geringsten Widerstands«, was Handynutzer*innen täglich erfahren, wenn sie den Datenschutz der Bequemlichkeit opfern. Und nicht zu vergessen: Der Ausgangspunkt seines Buches war die Beobachtung, dass die »Dinge des täglichen Gebrauchs […] auf den Menschen [zurückwirken], sie sind ein Teil von ihm und verwachsen mit seinem Leben«. In Zeiten des *Internet of Things* und eines exzessivem Handygebrauchs könnte kaum ein Satz aktueller sein. Und noch ein Satz, ganz unscheinbar im Resümee stehend, könnte ein Stoßseufzer aus der Gegenwart sein, beispielsweise wenn man an die Interneteuphorie der 1990er Jahre denkt, an die damaligen Hoffnungen, Versprechen und Erwartungen an Emanzipation, Freiheit und Teilhabe: »Dabei hatte alles so wunderbar angefangen.«

Martina Heßler (Darmstadt)

Menschenrechte und Geschlecht

Roman Birke/Carola Sachse (Hg.), Menschenrechte und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Historische Studien (Diktaturen und ihre Überwindung im 20. und 21. Jahrhundert; Bd. 12), Göttingen (Wallstein) 2018, 271 S., 29,90 Euro

Historische Arbeiten im Forschungsfeld von Menschenrechten und Geschlecht sind randständig. Gerade deshalb ist es erfreulich, dass die Herausgeber*innen sich dieses Forschungsfeldes angenommen haben und weiterführende geschlechterhistorische Untersuchungen zur Geschichte von Menschenrechtsdiskursen anregen. »Eine Geschlechtergeschichte der Menschenrechte in der jüngeren Vergangenheit will verstehen, wann –